Zeitschrift: Zürcher Illustrierte
Band: 6 (1930)
Heft: 48

Artikel: Das Kind seines Vaters
Autor: Kaus, Gina
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-756064

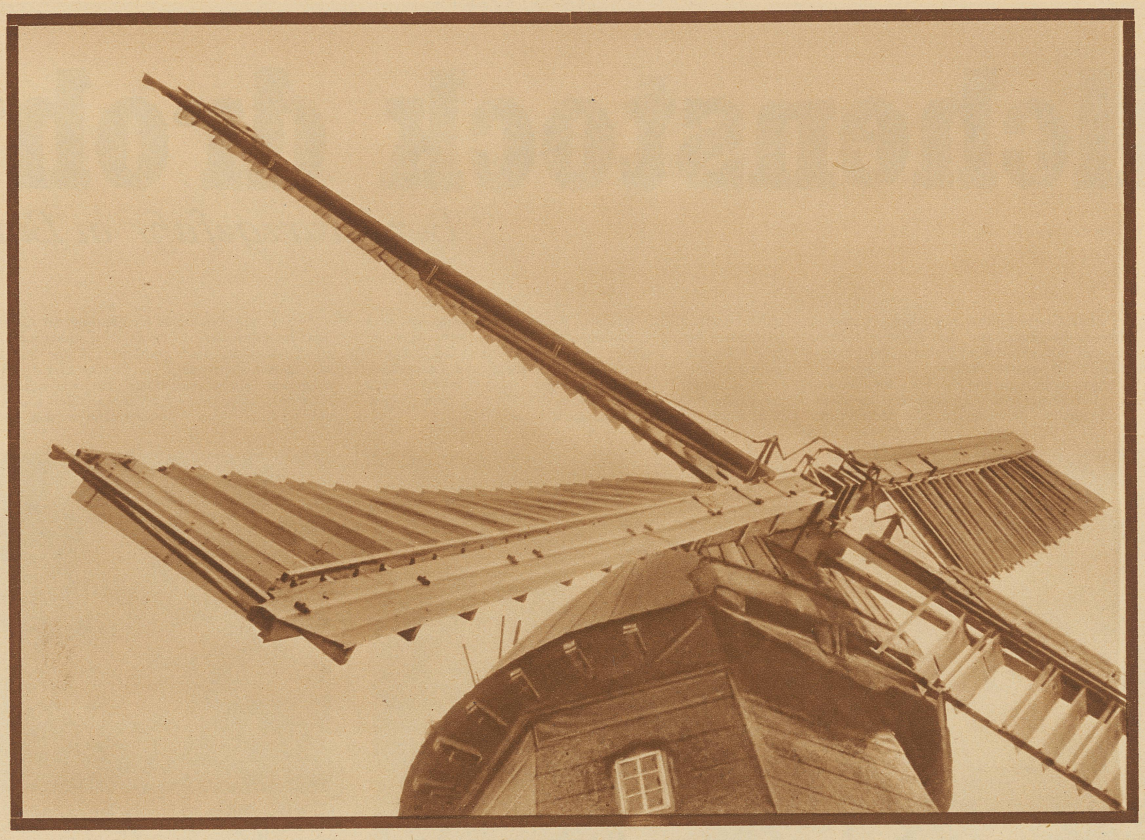
Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch



Windmühle
Phot. Gutschow

Das Kind seines Vaters

VON GINA KAUS

NACHDRUCK VERBOTEN

Nur der älteste glich seinem Vater, war dunkelhäutig, schwarzhaarig, jähzornig und oft in sich gekehrt wie er. Die Mutter sagte zu ihm, als er acht Jahre alt war: «Du bist mein Freund.» Die Freundschaft des Gatten hatte sie niemals errungen. Er gab ihr keinen Grund zu Klagen, er war auch gut und zärtlich zu den Kindern. Aber er hatte seine Welt für sich, Fremdheit umgab ihn. Sie verstand nichts von ihm.

Sein Beruf führte ihn häufig auf Reisen. Auf einer dieser Reisen wurde er plötzlich verhaftet. Sie ging, betäubt vor Aufregung, zum Untersuchungsrichter, überzeugt, daß Mißverständnisse vorlägen. Das kann jedem passieren, sagte sie sich. Zwar wußte sie nichts von seinen Geschäften; aber er war Kompagnon ihres Vaters. Nichts Schlimmes konnte geschehen sein.

Schlimmeres war geschehen. Sie hatte von ihrem Mann überhaupt nichts gewußt, nicht einmal den Namen, denn er hatte mit falschen Papieren gelebt, weil er steckbrieflich verfolgt war, für eine ganze Reihe krimineller Delikte, die er sich in der Zeit vor seiner Eheschließung hatte zuschulden kommen lassen. Es handelte sich nicht um Verfehlungen, die mit einer vorübergehenden Schwäche zu entschuldigen gewesen wären, sondern um regelrechte planvoll durchgeführte Gaunereien. Nur ein ganz durchtriebener Schurke hatte so gründlich seine Spur verwischen und jahrelang so tief in Lüge leben können. Ein unglückliches Zusammentreffen im Eisenbahnkupee hatte ihn schließlich entlarvt.

*

Die Kinder saßen bereits um den Tisch, als die Mutter nach Hause kam. Sie aßen und lachten, die beiden jüngeren schwatzten von der Schule, sie stießen einander gegen die Schienbeine und stritten und nach dem Essen kamen sie, wie an jedem Tag, zur Mutter, um sie zu küssen, zuerst die kleine Marie, dann Georg und zuletzt der große, der Franz. Er legte seine braune, schon ein wenig flegelhaft ungeschlachte Bubenhand auf ihre Schulter, beugte sein dunkles Gesicht mit den schwarzen traumverhangenen Augen zu ihr —

«Geh», rief sie. «Geht jetzt! Laßt mich alle in Ruhe!»

*

Ihre Ehe wurde ungültig erklärt. Der Mann bekam fünf Jahre Zuchthaus, die väterliche Gewalt wurde ihm aberkannt, er war aus dem Leben der Seinen gestrichen. Die Mutter erfand für die Kinder und leichtgläubige Fremde das Märchen einer Amerikareise. Die Kinder weinten einen Abend lang, heftig und ausgiebig und nahmen am nächsten Tag ihre Spiele wieder auf. Später fragten sie manchmal, wann der Vater wiederkommen werde und warum er ihnen keine Ansichtskarten schicke. Dann sagte die Mutter, daß er furchtbar viel zu arbeiten habe, große, wichtige Dinge. «Was für Dinge?» fragte der älteste. «Er baut Brücken und Eisenbahnen», sagte sie, bloß um irgendeinen ehrenvollen Beruf zu nennen. Wenn die Kinder den Vater entbehren mußten, sollten sie wenigstens solange als möglich die Wohltat genießen, ihn achten zu dürfen.

Sie arbeitete jetzt bei ihrem Vater, denn er war alt und sie mußte gewärtig sein, eines Tages an seiner Statt die Geschäfte zu übernehmen. Da sie Arbeit nicht gewohnt war, kam sie abends erschöpft nach Hause, die Kinder waren dann mit den Schulaufgaben längst fertig, empfingen sie mit Geschrei, rissen ihr den Hut vom Kopf, den Mantel vom Leib, sie waren voll Kraft, Leben und Betätigungsdrang und die müde Mutter — müder als irgendein Geschäftsmann, der abends, den Kopf voll Sorgen heimkommt, mußte noch mit ihnen Domino oder Lotto spielen oder aus einem Buch vorlesen, bis die alte Kinderfrau mit dem dampfenden Griesbrei erschien. Da erfrischte sie das Geplapper, die gesunde gleichmäßige Heiterkeit der beiden kleineren, ihre Hand lag gern auf den blonden Krausköpfen, streichelte sie, ohne es zu wissen — und erst wenn sie einen scheuen Seitenblick des ältesten aufgefangen hatte.

zog die Mutter auch ihn an sich und küßte seine dunkle ernsthafte Bubenstirne.

Wenn sie dann später allein im Wohnzimmer saß, mit einem Buch in der Hand oder untätig vor sich hingrübelnd die nötige Bettschwere erwartete, klopfte es manchmal leise an ihre Türe und barfuß, im gestreiften Nachtanzug, schlüpfte Franz aus dem dunklen Kinderzimmer, setzte sich auf die breite Lehne ihres Stuhles, legte seine braune Hand um ihre Schulter und schmiegte seine Wange an die ihre. Er stellte allerlei Fragen an sie, ach Gott, ganz dumme, überflüssige Kinderfragen, die er sich vielleicht nur ausgedacht hatte, um seine unerlaubte Anwesenheit zu begründen und auszudehnen. Die Mutter antwortete so gut sie konnte, oder sie sagte: «Das weiß ich nicht» — und dachte dabei, wie anders es früher gewesen war, wenn ihr ältester — ihr geheimer Liebling — auf ihrem Schoß gesessen hatte, die Wange an die ihre geschmiegt: da hatte er manchmal zu fragen und sie zu antworten aufgehört, schweigend waren sie verblieben und sie hatte das Blut hinter seiner Schläfe pochen gehört, als poche es noch in ihrem eigenen Leib. Tiefer als ihren anderen Kindern hatte sie sich diesem Erstgeborenen verbunden gefühlt, vielleicht gerade weil er anders war als sie, weil sie in ihm mit dem Wesen des Mannes, den sie geliebt und nicht verstanden hatte, verschmolzen war. Ein geheimnisvolles Band, durch keine Worte ausrückbar, hatte in solchen schweigenden Minuten den Herzschlag der Mutter mit dem des Sohnes verbunden. — Dies war vorüber. Auf der breiten Lehne ihres Stuhles saß ein Knabe, der ihr schmerzliches Mißtrauen einflößte. «Geh in dein Bett», sagte sie. «Geh, es ist spät.» Und mit der Zeit hörten die nächtlichen Besuche des Knaben auf.

Sie wußte, daß sie im Unrecht war und sie litt darunter. Wenn sie abends den Kindern etwas Süßes nach Hause brachte, Früchte oder andere kleine Geschenke, so bekam Franz das beste Stück. Manchmal mietete sie an einem schönen Sonntag eine Autodroschke für eine Spazierfahrt und wenn dann unter den Kindern der Streit um den heißerstrebten Sitz neben dem Chauffeur tobte, sagte sie: «Franz ist der älteste, er hat das Recht.» Früher hätte sie es anders gemacht. Sie hätte gesagt: «Geh, Franzl, du bist doch der älteste und der gescheiteste. Laß den Kindern ihren Willen, mein guter Junge!»

Manchmal verbrachte Franz den Nachmittag bei einem Freund und war noch nicht zu Hause, wenn sie heimkam. Dann nahm sie die beiden Kleinen auf den Schoß und anstatt mit ihnen zu spielen oder ihnen Geschichten vorzulesen, liebkoste sie die blonden pausbäckigen Geschöpfe, ließ sich von ihnen die Haare verwirren und balgte sich mit ihnen herum, wie eine Katzenmutter mit ihren Jungen. Ging dann die Tür auf und Franz trat ein, machte sie sich verlegen von den Kleinen los und glättete ihr Kleid wie eine ertappte Sünderin.

Niemand wird jemals erfahren, was der Knabe Franz von diesen Dingen verstand und wie sie sich in seiner Seele spiegelten. Es mußte nicht damit zusammenhängen, daß er sich im Laufe der Zeit den Geschwistern mehr und mehr entfremdete, er war ja immer anders gewesen als sie. Wer konnte entscheiden, ob er selbst sich absonderte oder ob er ausgeschlossen wurde? Die schwarzen, traumverhangenen Augen blickten an Menschen und Dingen vorbei. Er hatte — ganz wie sein Vater — seine Welt für sich, in die er niemanden einließ.

Um diese Zeit schlief er nicht mehr im Kinderzimmer. Er hatte seine eigene Kammer. In dieser Kammer war ein Tisch mit versperrbarer Lade und den Schlüssel zu dieser Lade trug er immer mit sich. «Was ist in deiner Lade?» fragte einmal die Mutter. «Nichts», antwortete er. «Warum trägst du denn Tag und Nacht den Schlüssel mit dir?» Er zuckte die Achseln und schwieg. Sie ließ es zunächst auf sich beruhen. Dann aber kamen andere Dinge hinzu, die ihr Mißtrauen verschärften. In der Schule war man zwar mit seinen Leistungen zufrieden, klagte aber über seine häufige Teilnahmslosigkeit und über das schroffe, verschlossene Wesen, mit dem er sich die Kameraden fernhielt. Dann sah sie ihn einmal zufällig auf der Straße. Er stand mit zwei Knaben, zwei zerlumpten Gassenjungen; alle drei betrachteten ernsthaft und schweigsam, die Hände in den Hosentaschen, ein defektes Motorrad, das am Boden lag.

In dieser Nacht fand die Mutter keinen Schlaf. Am Morgen wartete sie, bis Franz mit seinem Schulranzen das Haus verlassen hatte, ließ einen Schlosser holen und die versperrte Lade öffnen. Sie war wirklich leer — bis auf ein altes vergilbtes Bild des Vaters, das der Junge, Gott weiß wo, gefunden haben mochte.

Eine Sekunde lang glaubte die Mutter, es sei die Seele ihres Sohnes, in die sie blicke: verschlossene Seele, in der nichts war, als die Chimäre eines Menschen, der in Wirklichkeit ein ganz anderer war. Sie selbst war schuld, wenn die Liebessehnsucht des Kindes dem Bildnis des Verschollenen einen verschwiegenen Altar errichtet hatte.

Und trotzdem wurde ihr Franz von dieser Stunde an noch fremder. Er war seinem Vater nicht nur ähnlich — er liebte ihn auch und in dieser Liebe war ein Vorwurf gegen sie. Tat sie denn für den Knaben nicht was sie konnte, mehr noch als für die andern Kinder? Wenn es im Haushalt knappte, wurde an ihr selbst und an den jüngeren gespart, niemals an Franz. Er hatte die teuersten Lehrer, trug die besten Anzüge, von drei Wünschen wurden Franz zwei, den Geschwistern höchstens einer erfüllt. Was wußte Franz von den Qualen, die er ihr bereitete? Wem anders als ihr, ihr allein dankte er das unbefleckte Bild seines Vaters? Und er bewahrte es als Geheimnis vor ihr in seiner Lade, als Vorwurf gegen sie in seiner Seele!

*

Einmal, auf dem Abendweg nach Haus, traf sie einen Mann in abgeschabtem, altmodischem Paletot und erschrak bis ins Mark, noch ehe sie ihn erkannt hatte. Der Mann blieb stehen, zog den Hut, verneigte sich tief und verharrte so, bis sie an ihm vorbeigelaufen war.

Dann kam der Brief mit der ersten demütigen Bitte um Geld. Sie antwortete nicht. Dann traf sie ihn ein zweites Mal, da führte sie Georg und Marie an der Hand. Wieder blieb er stehen, grüßte tief, und sie lief mit den Kindern davon. «Wer war das?» fragte Georg. Sie sagte: «Ich weiß es nicht. Wahrscheinlich ein Verrückter. Solchen Menschen muß man aus dem Weg gehen.» Dann kam ein zweiter, dringlicherer Brief. Und dann kam Georg aus der Schule und erzählte: «Ich habe den Verrückten wieder gesehen. Er wollte mit mir sprechen, aber ich bin davongelaufen.»

Ihr Rechtsanwalt meinte: «Ein Billett nach Südamerika wäre für alle Teile das beste.» Der Mann wurde bestellt, er wollte nicht fort. Er hatte sich im Zuchthaus ein schweres Leberleiden zugezogen und verspürte keine Lust, für ein paar tausend Mark sein Todesurteil zu unterzeichnen. Und dann kam eine Art Vertrag zustande: Der Mann sollte eine Rente erhalten, wofern er den Kindern nicht in die Nähe käme. Er zögerte lange, darauf einzugehen. Wenigstens den ältesten wollte er einmal sehen. «Er war mir immer so ähnlich», sagte er, als läge darin ein besonderes Anrecht. Er weinte sogar. Aber schließlich nahm er die Rente doch.

Trotzdem lebte die Frau in beständiger Angst, als sei in ihrer Wohnung eine Giftschlange entkommen und halte sich in irgendeiner Mauerritze verborgen. Bei jedem Klingelzeichen fuhr sie zusammen.

Mit Franz war es um diese Zeit besonders schlimm. Stundenlang trieb er sich herum und es war unmöglich, von ihm zu erfahren, wovon seine Hände schmutzig und zerrissen waren wie die eines Eisendrehers, und woher die Lehmflecken auf seinen Hosenböden stammten. Fremdheit umgab ihn. Die Mutter sah auf ihn mit der Gewißheit, daß er Unglück über sie bringen werde; wenn sie dachte, daß er auch über ihre andern Kinder Unglück bringen werde, fühlte sie fast etwas wie Haß. Bei jeder Mahlzeit, wenn sie sein verschlossenes Gesicht neben den hellen beweglichen Köpfen der jüngeren sah, dachte sie: Das Kind seines Vaters.

*

Und dann geschah es eines Abends, daß sie die beiden zusammen sah. Es war schon spät, sie stand am Fenster, da sah sie die beiden kommen, sie tauchten aus der dämmernden Tiefe der Straße, ein elend blasser Mann im abgeschabten altmodischen Ueberzieher und ein Knabe mit schmierigen, lehmbefleckten Hosen. Friedlich gingen sie nebeneinander her, wie zwei Menschen, die zusammengehören.

Sie hatte nicht mehr den Mut, irgend etwas zu planen, war allen Kampfes müde, mag geschehen, was geschehen muß, es war eben stärker als sie. Wie weit Franz bereits zum Vater gehörte, welche dunkle Geheimnisse die beiden verbanden — nie würde sie es erfahren. Wohl hatte sie noch die Macht, den Knaben für einige Jahre in ein strenges Internat zu stecken, nicht aber die Hoffnung mehr, ihn dauernd dem Schicksal, das schon den Arm nach ihm ausgestreckt hatte, zu entreißen.

Da klopfte es an die Tür, leise, schüchtern. Vor Jahren hatte es so an ihre Türe geklopft, und dann war ein Knabe eingetreten, barfuß und im gestreiften Nachtanzug. Nun stand er vor ihr, kaum ein Knabe mehr, mit seinen großen, ungeschlachten Händen, rauh und zerrissen wie die eines Eisendrehers. «Darf ich?» fragte er und setzte sich auf die breite Lehne ihres Stuhles. Sein Gesicht war bewegt, schüchtern baten die schwarzen Augen. Das Herz der Mutter schlug laut. Sie wußte nicht, ob sie wünschte oder fürchtete, daß er wie ehedem die Hand um ihre Schulter legen werde, sie wußte nicht einmal, ob dieses halbwüchsige Männerwesen ihr fremd oder zutiefst vertraut war.

«Weißt du, Mutter, was ich werden will?»

Angst würgte ihre Kehle.

«Ich möchte Brücken und Eisenbahnen bauen, wie mein Vater.»

Sie schwieg verwirrt. Nach einer Weile erst fiel ihr ein, daß sie den Kindern einstmals gesagt hatte, der Vater sei nach Amerika gefahren, um Brücken und Eisenbahnen zu bauen. «Gut», sagte sie, um Zeit zu gewinnen. «Gut, das ist ein schöner Beruf.»

Der Knabe atmete tief auf, als sei nun etwas Schweres überstanden. «Ich habe unten in der Lehmgrube am Stadtgraben einen Aquädukt gebaut.» Seine schwarzen, meist traumverhangenen Augen glühten auf. «Ein paar Buben haben mir geholfen, aber der Plan war ganz allein von mir. Wir haben auch ein richtiges Wasserrohr darüber gelegt, es funktioniert alles wunderbar und ...» die große rauhe Hand des Knaben legte sich zutraulich um die Schulter der Mutter, er zitterte vor glücklicher Erregung. «... und weißt du, heute kam ein Mann dazu, und der hat gesagt, es ist wunderschön, was ich da gebaut habe ...», der dunkle Kopf kam dem ihren ganz nah, die Lippen flüsterten ihr ins Ohr: «Der Mann hat mich dann heimbegleitet und er hat mich geprüft in Mathematik und Physik und ... er hat gesagt, es kann noch etwas Großes aus mir werden ... glaubst du das auch, Mutter?»

Er hatte vor Scham die Augen geschlossen. Erschüttert betrachtete die Mutter das Gesicht des Sohnes, der zu werden versprach, wie jener Vater, den es gar nicht gab, den sie ihm geschenkt und an den er geglaubt hatte, und dessen Bild ihn für alle Liebe, die sie ihm schuldig geblieben war, entschädigt hatte. Sie streichelte seine schwarzen Haare, ehrfürchtig wie seinerzeit das flaumige Köpfchen des Neugeborenen:

«Gewiß glaub ich das, mein Kind. Warum soll denn nicht etwas Großes aus dir werden können?»

ABEND

Für die Dame

GESELLSCHAFTS-PUMPS in Crêpe de Chine mit eleganter Garnitur

Aparter DECOLLETE schwarz, Sämisch-Leder, mit Reptil-Garnitur

Für den Herrn
leichter Tanzschuh in Chevreau-Lack

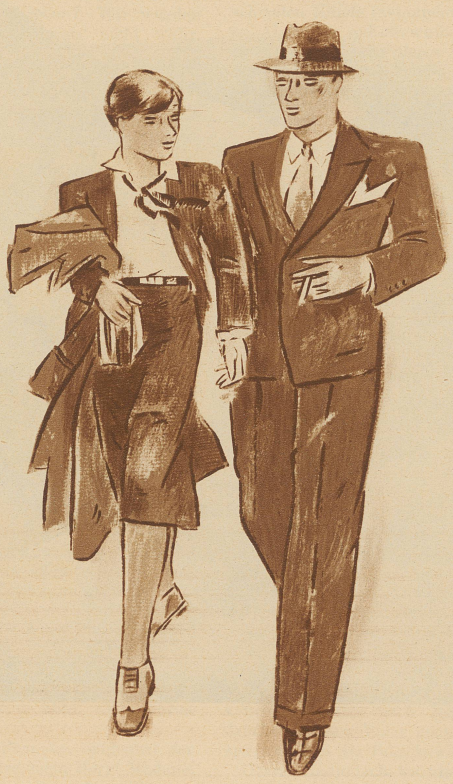
BALLY SCHUHE

Für die Dame

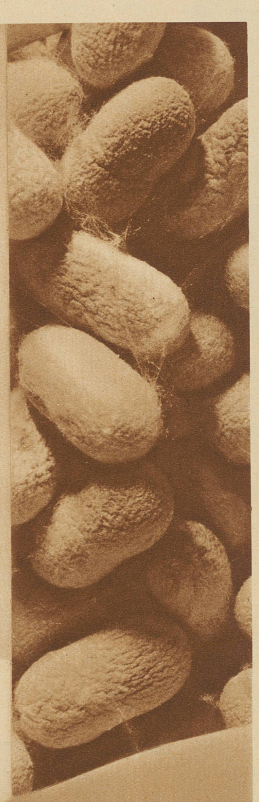
Rahmengenähter TROTTEUR in braunem Krokodilleder

Rahmengenähter STRASSENSCHUH mit feiner Garnitur

Herren
Rauhwetterschuh, doppelsohlig, mit Gummizwischensohle



TROTTEUR



Eine elegante Dame mit einer solchen Tasche aus imitiertem Leder .... unmöglich!

Deshalb unmöglich, weil Eleganz und Imitation sich nicht vertragen.

Der gute Geschmack zwingt zur Materialehrlichkeit in allen Dingen: Die Tasche aus echtem Leder, das Kleid aus natürlicher Seide.

Naturseide allein ist wirklich Seide!